

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 5

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



196

Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Darf ich vorstellen?

Vor ein paar Tagen traf ich Walter. Er saß in einem Theater-Restaurant und vermutlich hätte ich einen kleineren Bogen um seinen Tisch gemacht, aber das ging nicht gut, am gleichen Tisch saßen der Zarli Carigiet und der Max Hafler und mit denen war ich verabredet. Also unterließ ich den Bogen und gab allen schön brav das Pfötchen, auch dem Walter.

Walter und ich waren einmal vorsichtig befreundet. An irgendeiner Fasnacht hatte ich ihn kennengelernt und er lud mich zu einer Tasse Kaffee ein und ich nahm an, aber dann erschien er nicht.

Immerhin: in der Folge trafen Walter und ich ein paarmal zusammen. Er war, wie er mir versicherte, Schriftsteller. Allerdings gab es wenig Geschriebenes von ihm. Das heißt: fast gar nichts Geschriebenes. Und erst recht nichts Gedrucktes. Bestenfalls Gesprochenes, denn Walter hatte ein Pöstchen beim Radio.

Er hatte es nicht sehr lange. Und als er es nicht mehr hatte, wurde er Radio-Kritiker.

Und wir beide wurden uns etwas feindlich.

Aeltere Leser dieser Rubrik mögen sich vielleicht noch erinnern, daß ich seinerzeit einen kleinen Strauß mit ihm austrug. Ich war, wie ich mich erinnere, keineswegs besonders wälderisch in meinen journalistischen Mitteln. Und meine Ausdrücke waren ungut bis roh. Wobei zu sagen wäre: der feinsten Mittel hat sich Walter damals auch nicht gerade bedient.

Wie gesagt: das war vor ein paar Jahren.

Vor ein paar Tagen aber habe ich Walter also zwangsläufig wieder angetroffen. Zunächst vermieden wir es ängstlich, uns gegenseitig anzusprechen. Wir machten aus der gegenseitigen Abneigung kein Ge-

heimnis. Wir schwiegen uns demonstrativ an. Wir negierten uns nach Möglichkeit.

Und dann wollte es der Zufall, daß wir zuletzt allein auf dem Trottoir vor dem geschlossenen Lokal übrigblieben. Und daß mir beinahe nichts anderes übrigblieb als ihn im Wagen mitzunehmen.

Worauf ihm dann wiederum nichts übrigblieb, als mich noch zu einem «drink» zu bitten.

Natürlich hätte ich ablehnen können.

Einen Moment lang erwog ich diese bequeme Möglichkeit.

Aber dann fand ich sie zu lächerlich.

Und also trank ich den Whisky. Den ersten, den zweiten, den dritten und denjenigen der etwas zuviel war.

Natürlich sprachen wir von unserem Streit.

Aber vor allem sprachen wir von Literatur.

Unter anderem von einem Buch, das er – Walter – geschrieben hat. Zum Abschied gab er es mir mit. Allerdings nicht bevor er es mit einer Widmung versehen hatte.

Sie lautet:

«Für Wolly! Seite 58: Ich hatte schon damals das Gefühl nirgendwohin zu gehören, an einen bestimmten Ort auf der Welt.»

Der Satz klingt ein bißchen wehleidig.

Und sicherlich ist das Buch, in dem er sich auf Seite 58 befindet, nicht ohne gewisse Wehleidigkeit.

Es fehlt dem Roman auch nicht an anderen Fehlern. Es fehlt ihm nicht an sprachlichen Mängeln. Es fehlt ihm nicht an äußerer und innerer Verwirrung. Es fehlt ihm dafür aber manchmal an Subtilität.

Aber: es fehlt diesem Buch desgleichen nicht an wirklicher Begabung. Es fehlt ihm nicht an Fabulierungs-Kunst und Erfindungs-Gabe. Es fehlt ihm ferner nicht an einer gewissen Poesie und es fehlt ihm auch nicht an innigem, echtem und

schmerzlichem Bemühen, das ge- naue Wort und die richtigen Worte zu finden.

Aus diesem Grunde stelle ich Ihnen heute vor und empfehle Ihnen: «Geschichten um Abel» von Walter M. Diggelmann, erschienen 1960 im Verlage Benziger.

Es ist, damit wir uns gut verstehen, kein Unterhaltungs-Roman.

Es ist vielleicht sogar überhaupt kein Roman.

Es ist eine Sammlung von Ge- schichten, die sich gegenseitig ergänzen, ohne jedoch schließlich ein Ganzes zu geben.

Es wird Ihnen – falls Sie nicht wesentlich gescheiter sind als ich – vermutlich gehen wie mir: Sie werden das Buch einigermaßen ratlos weglegen.

Immerhin: Sie werden es erst weglegen, nachdem Sie es durchgelesen haben.

Schon darin unterscheidet sich dieses Buch von den Büchern anderer junger Autoren, die ich kenne.

Die Ratlosigkeit, die mich bei der Lektüre befiehl, hätte ich natürlich leicht korrigieren können. Es hätte eines Telefon-Gespräches mit Walter M. Diggelmann bedurft. Sicherlich hätte er mir einiges erklären können, was mir unklar blieb.

Das heißt: so sicher bin ich da nicht.

Wenn der Sinn einer Geschichte dunkel bleibt, dann ist der Ge-

schichtenschreiber zumeist der letzte, der Licht in die Sache bringen könnte.

Möglich natürlich auch, daß Diggelmann seinem Roman gar keinen besonderen Sinn geben wollte. Möglich, daß er den rechtfertigenden Satz der letzten Seite ironisch meint. Der Satz heißt: «Alle haben nie verstanden, daß ich versucht habe, mit der Wahrheit eine Mauer um mich herum aufzubauen.»

Der Satz kann wahrscheinlich nur ironisch gemeint sein, denn was Diggelmann zu erzählen hat, das sind lauter höchst unwahrscheinliche Geschichten.

Das heißt nicht: unwahre Geschichten. Unwahrscheinliche.

Die beiden Begriffe dürfen nicht einander gleichgesetzt werden. Das Wahre kann durchaus unwahrscheinlich sein. Und wir leben zudem in einer Welt, in der das Unwahrscheinliche wahrscheinlich öfters wahr ist als das Wahrscheinliche, nicht wahr?

Aber ohne alle Philosophie und ohne jegliche literarische Spitzfindigkeit: Diggelmann erzählt da einige Geschichten, die – wahrscheinlich, unwahrscheinlich, wahr oder unwahr hin oder her – spannend sind und gut erzählt.

Zum Beispiel die Schilderung des Majors und des Kriegsgefangenen-Lagers in Dresden. Das lebt. Das ist sehr nah und sehr greifbar. Sehr deutlich auch und sehr plastisch. Wahr und nah sind ferner die Schilderungen von Zürich und dem Public-Relation-Office und eines Jazz-Kellers.

Wahr und nah ist alles, was Diggelmann wirklich kennt oder kennengelernt hat.

Anderes bleibt verschwommen, ferner, lebloser.

Aber: da klingt im Buche eines jungen Schweizers ein Ton auf, den man zunächst als «unschweizerisch» qualifizieren möchte, weil einem diese Qualifikation sehr oft sehr nahe liegt, besonders wenn es darum geht, jemanden zu loben. Der Ton ist aber gar nicht unschweizerisch. Er ist – im Gegenteil – sehr helvetisch. Nur ist er gleichzeitig auch heutig.

(Kleine Zwischenbemerkung: ist es nicht seltsam, daß man mit «schweizerisch» nur allzu oft «unmodern, gestrig, leicht antiquiert» meint? Dabei gibt es eine schweizerische Wirklichkeit, die modern ist und damit gibt es auch das Adjektiv «schweizerisch» als positives, schmückendes Beiwort.)

Zum guten Ende:

Sie wissen vielleicht – oder besser: hoffentlich – daß ich Ihnen unter dem Titel «Darf ich vorstellen?» meistens Bücher, Filme, Platten und andere Dinge vorstelle, die vor-



Strahlende Sonne
edle Trauben
herrlicher Saft,
sein Name ist MERLINO



Merlino
der naturreine Traubensaft
Gesellschaft für OVA Produkte
Affoltern am Albis Tel. 051/99 60 33

stellenswert sind. Ich hoffe, daß Sie nicht glauben, ich wolle mit dieser jetzigen Vorstellung auf Ihre Kosten Versöhnung mit Walter M. Diggelmann feiern. Ich hoffe, Sie realisieren, daß ich die »Geschichten um Abel« nicht empfehle, weil sie von diesem Schriftsteller sind, sondern obwohl sie von ihm sind. Und das nicht etwa, weil ich ein besonders guter und um Objektivität bemühter Mensch bin. Sonstens weil dieser »Roman« zu empfehlen ist. Und sei es auch nur im Hinblick auf die Romane, die Diggelmann noch schreiben wird.



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Und weil ich da neulich eine Glosse namens »Dilemma 61« geschrieben habe und weil ich darin die Frage stellte, was ich tun solle, und weil ich nicht wußte, wie ein junger Schriftsteller heute zu schreiben habe, darum also haben mir eine ganze Menge Leute geschrieben und es waren einige sehr berühmte und gescheite und geschätzte Schriftsteller unter diesen Leuten, aber es waren auch ganz einfache, gar nicht gescheite, dafür aber liebe Menschen dabei.

Unter anderem schrieb mir eine Frau T. W. aus Küsnacht. Sie schrieb in einer ungeliebten Schrift, die einer nicht unbedingt schreibgewandten, vielleicht auch schon älteren Hand gehören mag. (Wenn ich dieser Frau zuerst antworte, dann hat das zwei Gründe: einerseits ist ihr Brief so spontan, daß er eine spontane Antwort erfordert, anderseits läßt sich die Antwort leicht formulieren. Um den Kritikern und Schriftstellern antworten zu können, brauche ich ein bißchen länger. Das muß sehr wohl überlegt sein und ich will mir Mühe geben, nicht nur zu denken, sondern auch zu formulieren.) Die ältere Dame schrieb also einen sehr lieben Brief und sein wichtigster Satz war dieser:

Ihnen fehlt zu Ihrer geistigen Lebendigkeit ein Gegenpol, eine landschaftliche Schönheit, eine Verbindung mit Natur und Naturwesen. Das Stadtleben fräß sie auf, Sie geben sich zu sehr der Aktivität hin, die süße Ruhe des Waldes oder einer Landschaft kann nicht auf sie wirken in der pulsierenden Stadt.

Ich danke für diese Sätze und ich bin traurig, daß sie mir nicht besonders viel weiterhelfen können. Ich frage: ist die Natur ein Rezept?

Ich frage: ist Landschaft eine Medizin?

Schön wär's!

Wenn Berge, Wald und See Klarheit schenken könnten, dann hätte ich's leicht.

Wenn mir Wanderwege die Wege bei der Schriftstellerei weisen könnten, dann wär's einfach.

Denn ich hänge gar nicht so sehr an der Stadt.

Gut, zugegeben, ich mag sie. Ich mag ihre nächtlichen Straßen, ihre Bars und ihre Häuserzeilen. Ich mag auch die seltsamen Menschen, die aus ihrem Pflaster blühen. Ich mag die Rand-Existenzen, die man nur in den Städten trifft.

Ich mag sogar ihren Lärm.

Aber die Landschaft mag ich auch. Um ganz ehrlich zu sein: ich lebe in einer solchen Landschaft.

Ich lebe, um präziser zu sein, nicht in der Stadt, sondern in einem kleinen Dorf, unfern allerdings der Stadt.

Und ich lebe im obersten Stock eines Hauses und um meine Wohnung zieht sich auf vier Seiten ein Dachgarten.

Jetzt, in diesen spätwinterlichen Tagen, trete ich oft auf einen der Balkone und schaue in die Runde. Ich sehe die blaue Kette des Albis, darüber die geballten Fäuste der schneeschweren Wolken, über ihnen – manchmal, bei klarem Licht –

Warum ein Wissenschaftler an Gott glaubt

Es gibt 7 wichtige Gründe, die auch die Gelehrten an Gott glauben lassen. In einem sehr interessanten Artikel »An der Grenze des Wissens« in der Febr.-Nr. von *Das Beste* kommt ein bekannter Wissenschaftler Schritt für Schritt zum zwingenden Schluß, daß es einen Gott geben muß. 24 weitere fesselnde Artikel. Kaufen Sie heute noch

Das Beste
aus Reader's Digest

die Gipfel der Alpen, sehr weiß, sehr fern und sehr rein.

Ich sehe die Landschaft und ich stehe auf meinem Balkon und ich male mir den Garten aus, zu dem ich ihn im Frühling machen will. Ich träume mir Beete mit zerlumpten Papageien-Tulpen, die rote Zungen mit grünlichem Belag haben. Ich denke mir gelbe Quadrate mit Krokus. Ich schwelge in Kapuziner-Kresse, blauen Winden und Phlox.

Phlox vor allem, denn ein Leben ohne Phlox ist ein Irrtum.

(Das ist nicht von mir, sondern von ... Nun, wer den Phlox auch so liebt, der weiß von wem das ist.) Vielleicht wird mir auch eine sehr hohe Sonnen-Blume gelingen und sicher will ich es mit Rittersporn versuchen.

Nein, daran daß ich die Landschaft nicht liebte, liegt es nicht.

Ich liebe sie nur zu sehr.

Am Barbara-Tag (er fiel letztes Jahr auf einen Sonntag) ging ich durch sehr viel Landschaft und schnitt ein paar Kirsch-Zweige. Ich war jeden Morgen ganz aufgeregt und ich war glücklich, daß die erste Blüte sich schon einen Tag vor Weihnachten zeigte.

Immer wieder, selbst in diesen unguten Tagen, zerrt es mich in die Landschaft. Zwar weniger in den Wald, weil mir Wälder nicht so sehr viel sagen, aber oft in die Sümpfe und Moore, zwischen klirrenden Schilf und hängende Weiden.

Auch mag ich die Ränder der Flüsse, dort wo jetzt Brackwasser steht und kleine, trügerische Eisflächen sind.

Und die Wiesen mit dem sauren Gras, die unter jedem Schritt stöhnen, quietschen, seufzen, kichern und gurgeln, die mag ich auch.

Und die sehr kalten Nächte mit den eiskalten Kristallen der tükisch blinzelnden Sterne, die mag ich auch.

Nein, es liegt nicht an einem Mangel an Landschaft und es liegt auch nicht an mangelnder Beziehung zu Weihern, Wäldern, Flüssen und Mooren.

Sie bewahren einen vielleicht vor Ablenkung. Aber sie lenken nirgends hin.

Sie führen einen nicht in die Irre. Sie zeigen aber auch keinen Weg aus dem Labyrinth. Denn eines ist klar:

In dieser Welt ist keine Verwirrung und keine Ratlosigkeit, die nicht in uns wäre.

Irrtum, Ausweglosigkeit, Tohuwabohu sind keine Folgen der Städte. Es ist umgekehrt:

Die Städte sind Konsequenzen unserer Verwirrung.

Die Natur allein ist kein Allheilmittel.

Das, liebe Frau T. W., muß ich Ihnen sagen.

Ich weiß, daß Sie es gut gemeint haben.

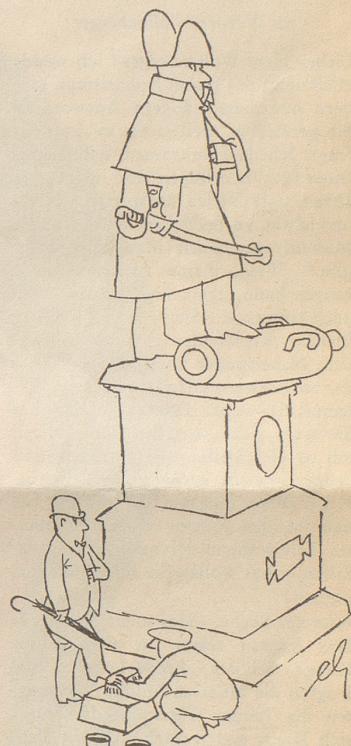
Ich weiß, daß Sie mir helfen wollten.

Mir und den anderen, für die ich zu schreiben pflege, wenn ich für mich zu schreiben vorgebe.

Phlox ist schön.

Aber Phlox hilft fast gar nichts. Phlox läßt einen Augenblick vergessen. Phlox betäubt für einen Moment.

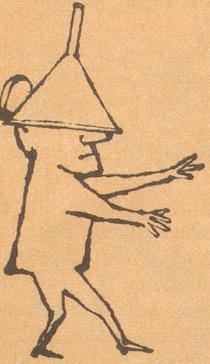
Aber es bleibt die Frage:
Was sollen wir tun?



Das Vorbild



Ohne Sonne gedeiht nichts



Was sollen wir tun?

Noch eine Antwort
an Werner Wollenberger

Lieber Herr Wollenberger! Ich wende mich nicht mit einem Aphorismus, sondern mit dieser längern Antwort an Sie persönlich, weil ja Sie es sind, der fragt. Ich darf annehmen, daß Sie als Einer für Viele fragen, und ich möchte Ihnen statt Vielen antworten. (Nicht unwichtig, zu bedenken, daß es weder Massenfragen noch Massenantworten gibt!) Wenn meine Antwort Ihnen taugen kann, dann taugt sie also wohl auch einigen, die Sie vertreten. – Einen kleinen Regiefehler erlaube ich mir dem Nebelspalter anzukreiden: Ueber der schwerwiegenden Ueberschrift «Dilemma 61» steht: «Die Glosse». Das hat Sie wohl dazu verführt, Ihre Fragen mit so viel Brillanz vorzutragen, daß deren Gewicht geringer erscheint als es ist. Wenn nun ein Geistreichler behauptet, den Jungen scheine ihr inneres Tohuwabohu offensichtlich zu gefallen – was wollen Sie ihm dann entgegnen?

Nun zur Sache. «Was sollen wir tun?» Das fragten schon im alten China Kungs Schüler ihren Lehrer; das fragten die Mönche Buddha; das fragten die Jünger Christum; das fragte sich Kant; das fragten sich alle denkenden Menschen immer schon – und

fragen es also immer noch mit genau den gleichen Worten. Aber mit Historie und Tradition wollen die Jungen nichts zu tun haben. – Was sich in diese vier einfachen, aber gewaltigen Worte kleidet, kann nur eine Urfrage des wesentlichen Menschen sein. Eine erste Urfrage hat zu ihr hingeführt, die Frage: «Was sind wir?» oder «Was bin ich?» Sie zielt auf das Rätsel unseres unmittelbaren Daseins und dessen Sinn und ist für den menschlichen Verstand (trotz aller Existenzphilosophie) wenigstens theoretisch unbeantwortbar. Aber sie ist praktisch im Grunde beantwortet dadurch, daß wir eben sind und es nicht ertragen, die eigene Existenz sinnlos zu finden. Dieser «unfragbaren Frage» folgt alsogleich die jederzeit fragbare: «Was sollen wir tun?» Aber diese zweite Urfrage geht auf das tätige Verhalten eines Menschen. Da gibt es als Antwort keine Theorie mehr. So fragt allein das praktische Leben, fragt nach seinem Sollen: «Was sollen wir tun?» Ist wenigstens diese in meinen Ohren unerhörte Frage beantwortbar? Sie muß beantwortet werden, wenn wir leben wollen. –

Sie stellen, lieber Herr Wollenberger, gewissermaßen eine Vorfrage: Man lasse Sie keinen Standpunkt haben, sagen Sie. Ich verstehe nicht: wer hindert Sie denn daran? Die Parteien haben Sie ja durchschaut; von dort her kann Ihnen kein Standpunkt mehr aufgenötigt werden. Nicht mehr einer Partei gehorchen zu wollen – das ist doch ein Standpunkt! Und er enthält schon alles das, was ich bestenfalls zu antworten vermag.

Aber wenn ich Ihnen Schiller zitierte: «Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich», dann würden Sie mich auslachen. Wenn ich Ihnen Goethe anführte: «Die beste Freude: Das Wohnen in sich selbst», dann würden Sie über solchen Egoismus oder Autismus den Stab brechen. Wiederhole ich Richard Dehmels Ausruf: «Sei Du, sei Du!», dann ist das für Sie ein lyrisches Gänseblümchen. Beschwöre ich den uralten Liä Dsi herauf: «Tue

nichts, was Dir nicht entspricht zu tun; wünsche nichts, was Dir nicht entspricht zu wünschen», dann werfen Sie mit der Geste des Ueberdrusses oder des Unverstandenen diesen ganzen Altmännerkram zum rostigen Eisen. Jedoch, wenn Sie unbefangen sein könnten, würden Sie bald erkennen, daß diese hervorgekramten Zitate die Antwort auf Ihre Frage enthalten. Es tut mir nur leid, daß es immer Alte waren, die darauf antworteten. Aber eben dies ist bezeichnend. Es ist nämlich immer der junge Mensch, der diese entscheidende Frage stellt, und es ist jedesmal eine Ehre für ihn, daß er sie stellt. Denn nur der höhere Mensch wurde und wird vom Wirbel der Wirrnisse vor diese Frage geworfen. Sie ist also für diesen Menschen «normal». Vielleicht ist sie das Normalste an euch Jungen, auch soweit ihr Avantgardisten seid. Die Alten sollten eich zunicken, nicht den Kopf schütteln. Aber da verläßt sie plötzlich ihr Gedächtnis, ihre Erinnerung... Vor allem kommt diese Frage aus euerem eigenen Innern, und wer auf dieses Innere, Eigene horcht und dessen Wert und Gewicht erkennt, der kann nie völlig hilflos sein.

Die Unvermeidlichkeit unserer Ur- und Grundfrage wäre damit als das Merkmal einer bestimmten Lebensstufe begriffen. Aber die Antwort! Träfe ich mit ihr auch den Nagel auf den Kopf, so würden Sie sie vermutlich nicht annehmen können, weil sie von außen kommt, weil nicht Ihr eigenes Inneres sie gegeben hat. Und das ist abermals eine Ehre für Sie.

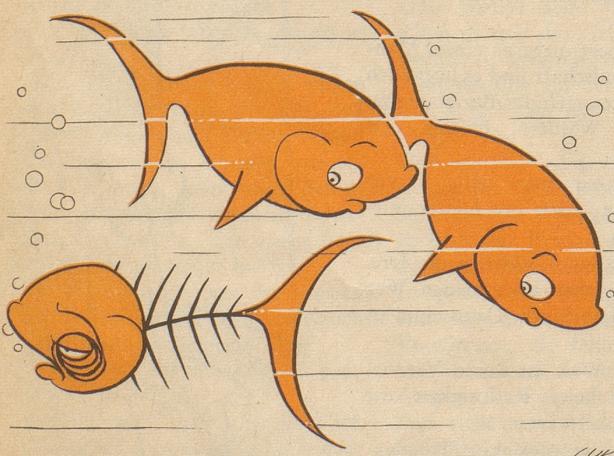
Außerer Not kann gegebenenfalls geholfen, auf innere Not aber kann Hilfe fast nicht angewendet werden; jedenfalls ist ihr nicht mit einem Male zu helfen, weil sie notwendig ist für die innere Ausbildung des höhern Menschen. Sie haben nicht gesagt, von wem Sie Antwort erwarten. Der Alte, der Ihnen antwortet, kann vielleicht durch sein Vertrauen zu Ihnen Ihr Vertrauen zu Ihnen selbst stärken. Vielleicht auch mahnt er zu Geduld, weil er weiß, daß sich das menschliche

Wesen wandelt und einer optimalen Reife zustrebt. Solche Vorgänge brauchen Zeit... Doch nützt Ihnen das? Möglicherweise bezeichnen Sie es als Geschwätz. Aber was der jetzt sich nun erinnernde Alte meint, das hat er eben erlebt. Als er mitten in diesem Erleben stand, wußte er es nicht und fragte dasselbe wie Sie. Erst in der Rückschau wurde alles klar.

Bis Sie dies alles sich vollziehen spüren, haben Sie nicht nötig, die Welt- raumraketen zu zählen oder in der Atomlehre zu dilettieren. Selbstverständlich ist die Welt für Sie verwikelter als für alle Gestrigen. Aber in seiner Beschaffenheit wird der Mensch bleiben, was er und wie er immer war – oder er ist kein wirklicher Mensch mehr... Ich glaube, Sie werden sehr bald aufhören, die Verwirrung stiftende Technik anzustarren oder ob dem möglichen Ende der Menschheit in Angst zu leben, weil dies alles nichts zu schaffen hat mit dem Gesetz Ihres eigenen Innern. Kommen Sie aber von jener Betrachtungsweise nicht los, dann fragen Sie nicht mehr nach dem Tun und Sollen, sondern nach dem Weiterleben oder nach dem Tode. Darauf jedoch ist jetzt nicht zu antworten.

Was Sie tun sollen? Den inneren Vorgängen vertrauen und ihnen den Lauf lassen. Dann ist es kein Problem mehr, auf welche Seite Sie sich stellen sollen. Auf Ihre höchsteigene Seite natürlich! Sie gehorchen dann Ihrer eigenen Partei, und diese wird eine Einmann-Partei bleiben. Auf Ihrer höchsteigene Seite stehen Sie aber schon längst! Oder wo anders könnten Sie denn stehen? Doch «weiterzugehen ist einzig gesollt», jedoch immer auf Ihrem eigenen Boden. Und dann wird all Ihr Tun in Uebereinstimmung sein mit der Natur Ihres eigenen Wesens. Und dann wird jeder Weg der rechte sein. Uner- schütterlich in seinem Wesen bleibt, wer in seinem eigenen Boden wurzelt; unangefochten in seinem Tun bleibt der Mensch, der seinen Weg geht.

Hermann Hiltbrunner



«Sie war mit einem Raubfisch verlobt. Er hatte sie zum Fressen gern!»

